

* Mutter wo bist Du? . . .

In der Schweiz, in dem Canton Valais, an einem schönen blauen See stand ein kleines einfaches Haus. In dem Hause war es ganz still, fast so still wie in einer Kirche, nur von Zeit zu Zeit erhob sich eine Kinderstimme. Das war die kleine Anny, die die Väter, die die Mutter ihr gelehrt hatte, und die wie jubelnd Verlangen zum Himmel emporschnob. Aus allen Ecken und Winkeln des Hauses und Gartens erklang ihr kleines Stimmchen:

Au clair de la lune, Mon ami Pierrot Prête-moi ta plume, Pour écrire un mot.

Im Frühjahr, wenn die Sonne warm schien, die Obstbäume in Blüthe standen, und der Flieder süß duftete, sang sie den ganzen Tag und war überdies ganz nährlich vor Fröhlichkeit. Wo sie einen Sonnenstrahl sah, sprang sie hinein, schaute mit den Händen danach und schrie: „Ich hab' ihn! ich hab' ihn!“ Auch die Blumen liebte sie gärtlich, aber sie pflichtete sie nie, sie küßte sie nur und sprach zu ihnen, und die Blumen verstanden sie, denn sie nickten ihr zu.

Anny's Mutter war eine kleine Schwache Frau, die krank und unglücklich ausah. Anny liebte sie leidenschaftlich und hielt sich nur in ihrer Nähe auf. Ihren Vater sah Anny nur selten, er war immer in Geschäften fort; er schien jünger als die Mutter und sah weber krank noch unglücklich aus.

Während der schönen Jahreszeit wohnte in dem Hause auch eine fremde Frau. Sie kam von weit her, aus einer großen geräuschvollen Stadt. Sie und Anny saßen oft zusammen im Garten; die Fremde erzählte Geschichten und Märchen, und Anny sah ihr dabei aufmerksam in das schöne, bleiche Gesicht mit den traurigen Augen.

Sa traurig war sie, und sie wurde es noch mehr, je länger sie in Anny's strahlende Kinderaugen blickte, denn weil sie viel erlitten und viel gelitten hatte, sah sie darin mehr als andere Leute; neben der Lebenslust und dem Frohsinn, noch etwas Bemühtigkeit, Geheimnißvolles, das sie an die kleinen Gebirgsfluren ihrer fernem Heimat erinnerte, die zwischen hohen Felsen und hundertjährigen Tannenwäldern den Wanderer auch so schön, so ernst, und so schwerfällig anziehen, ihn mit geheimnißvollem Reiz anziehen und locken, als wollten sie ihn einladen, sich hineinanzukünnen, um das Geheimniß zu ergünden, das in ihren Tiefen ruht.

Das Volk nennt diese Seen Meerungen. Mit solchen räthselhaften Augen sah Anny die Fremde an, und diese mußte dabei noch ein anderes Kind denken, das auch diesen schönen tiefen Blick hatte, und mit seinen Wärdchen aus so lang und so feinsichtig nach dem Himmel blickte, bis ein Engel mit großen weißen Flügeln herunterkam und es sanft hinwegführte in jenes schöne ruhige Land, wo ewiger Friede wohnt.

Es war Mai. Die alten Leute gingen aus den Häusern, um sich in der heißen Sonne zu erwärmen und die von Windenluft geläutete Luft zu atmen. Die Weiden waren mit weissen und gelben Blüthen bedeckt; ein harziger Geruch kam aus dem nahen Wald. Die Fremde aber kam aus dem nahen Städtchen und brachte Anny einen rothen Ballon mit. Mit einem Faden band sie ihn ihr an der Hand fest und sagte: „Lass ihn nicht los, sonst fliegt er fort und Du siehst ihn nie wieder.“

„Wie kam er denn fortfliegen, er hat ja keine Flügel!“ dachte Anny, ging hinter ein Gebüsch und knüpfte den Faden auf.

Da floh er aber doch fort, und sie blickte ihm starr vor Schrecken und Entsetzen nach. Dann schrie sie auf; sie wollte ihren Ballon wieder haben. Aber er flog ganz ruhig in die reine klare Luft, und wurde immer kleiner und kleiner.

„Wo geht er hin?“ frug sie die Fremde.

„In den Himmel.“

„Dann spielen die Engel damit“, sagte sie, und wurde nachdenklich. „Es ist gut, daß er fort ist“, fuhr sie dann fort. „Ich habe einen kleinen Bruder im Himmel, der ein Engel ist. Als er starb, hatte er seine Zeit mehr, sein Spielzeug einzupacken und mitzunehmen; er kam jetzt mit meinem Ballon spielen. Wenn ich herbe, nehme ich alle meine Puppen mit, damit auch die anderen Engel damit spielen können. — Ich möchte bald herben und in den Himmel kommen und mit den Engeln spielen.“

„Schweig still!“ sagte die Fremde, aber da trat schon die Mutter hinter dem Fliederstrauch hervor, wo sie gehandelt und Alles gehört hatte. Sie nahm ihr stund in ihre Arme und trug es schlingend in das Haus.

Es war Sommer, feuchte schwere Luft lag über der Erde, die Wiesen im Garten waren voll erblüht und das Stroh auf dem Feldern gereift. Die Vögel saßen in ihren Nestern und fütterten ihre Jungen, oder lehrten sie fliegen. Nachts fliegen Vespertäger, wie Frösche, durch den Garten, und einer kam durch das offene Fenster in das Zimmer geflogen, wo Anny's Mutter saß, und setzte sich ihr auf die bleiche abgemagerte Gange. Die Kranke lächelte und sah ihn eine Weile an, dann sagte sie zu Anny: „Trag' ihn wieder in den Garten, hier würde er bald zu Grunde gehen.“ Und Anny nahm in und trug ihn hinaus, und setzte ihn in den Stroh einer dunkelrothen Nabe, und da leuchtete er noch viel schöner als auf der Hand der Kranken.

Der Arzt kam täglich, plauderte, verschrieb lindernde Mittel und ging wieder. Eines Tages sagte er zu Anny's Vater: „Wenn die Blätter fallen, wird die Frau sterben.“

Das hatte Anny gehört, und als die ersten weissen Blätter von den Bäumen fielen, nahm sie eine Spule Zwirn aus dem Arbeitskorb ihrer Mutter und ging in den Garten und verachtete sie wieder an den Bäumen festzubinden. Aber sie war klein und die Bäume waren groß, und es gab so viele Blätter und es fielen immer wieder neue, und sie konnte damit nicht zu Stande kommen.

Sie ging wieder hinein, setzte sich auf das kleine Stühlchen vor das Bett der Mutter und sah sie mit ihren großen dunklen Augen an, und die herbe Mutter sah ihr Kind an, und die blide Weiber verneigten sich ineinander und sprachen jene stumme Sprache, die nur jene verstehen, die

das Entsetzliche durchgemacht haben, sich vom Liebling zu trennen.

Schon viele Wochen lang Anny nicht mehr, und das Haus wurde noch einsamer und noch stiller, und es kam ein Abend, wo es so einsam und so still war, daß es der Fremden schon ganz unheimlich wurde, und sie aufstand und hinausging, nur um ihre eigenen Schritte zu hören.

Draußen auf der Treppentreppe in der grauen Dämmerung sah Anny. Sie nickte mit dem Kopf, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Hi!“

Dann sagte sie leise, ganz leise: „Mama ist todt. Machen Sie keinen Lärm, sonst erwacht sie wieder und dann hat sie wieder weh.“

Die Fremde hob sie auf und drückte sie an sich. „Wann weinen Sie?“ frug Anny.

„Ich darf nicht weinen — Mama will nicht, daß ich weine — ich habe ihr versprochen müssen, daß ich nicht weine — werde — und — sehen Sie — ich weine nicht.“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, und sie weinte wirklich nicht.

Dann schlang sie die Arme um den Hals der Fremden und küßte sie.

Als sie aber am andern Morgen wieder in das Zimmer der Todten kam und ihr geliebtes Mütterchen so starr und regungslos daliegen sah, als kein Blick aus dem thörichten Augen mehr auf sie fiel, da rollten doch schwere große Tränen über ihr kleines kummervolles Gesicht.

Die Fremde fuhr mit ihr für einige Tage über Land, und als sie zurückkam, fanden sie das Haus noch stiller und trauriger, als sie es verlassen hatten. Anny suchte eine kleine, alte, zerbrochene, nur noch in Lumpen gekleidete Puppe hervor, und mit der spielte sie den ganzen Tag. Sie säuberte leise, lange, ernie Gespräche mit ihr, drückte sie oft fest in ihre Arme und küßte sie gärtlich.

Es war an einem schönen, sonnigen Herbstmorgen, daß die Fremde nach dem Kirchhof ging, um das Grab der Verstorbenen zu besuchen. Nachdem sie dort gebetet hatte, setzte sie sich in den Schatten eines kleineren Kreuzes, um auszurufen. Die Sonne schien hell und freundlich auf die Gräber, die Papeln, die längs der Mauer standen, warfen lange Schatten darüber hin. Einzelne weiße Wäldchen schwebten über dem tiefblauen reinen Himmel. Von Zeit zu Zeit lang der Auf eines Schwanes vom See herüber; ein leichter Wind bewegte die Wipfel der Bäume, deren weisse Blätter wie goldene Blüthe durch die Luft flogen. Sie und da blühten noch Spätherbstblumen auf den Gräbern, ja auf einem war selbst noch eine Nabe; das war wohl ein besonders Glücklicher, der darunter schlief?

Sie las die Inschriften auf den Kreuzen ringsum und war erstaunt, wie viele gute Menschen es da gab — es gab überhaupt nur gute — da thaterte die große schwere Eingangstür und herein kam Anny. Sie war ohne Hut und ging sehr eilig, die beiden Enden ihres Schürzens hatte sie angeschlossen; darin trug sie irgend etwas.

In der Mitte des Kirchhofes, wo die Wege sich theilten, blieb sie stehen und sah sich nach allen Seiten um. Sie wußte nicht, nach welcher Richtung sie gehen sollte, um das Grab ihrer Mutter zu finden.

„Mutter, wo bist Du?“ rief sie endlich ganz laut mit ihrer hellen kleinen Stimme.

Es kam aber keine Antwort. Die Fremde nahm sie an der Hand und führte sie an das Grab.

Lange betrachtete sie den frisch aufgeworfenen Hügel. Dann öffnete sie ihr Schürchen, und heraus fielen arme, traurige, halbverrotte Blumen. Sie ordnete sie, tappete mit ihren kleinen Händen auf der Erde herum, und machte ganz dieselben Bewegungen, die sie hatte, wenn sie das Bett ihrer Puppe in Ordnung brachte.

„Liegt Du denn gut da drinnen, Mütterchen?“ sagte sie und suchte die Steine, die zwischen der Erde waren, heraus und warf sie weg.

„Adieu, Mama!“ rief sie, „Adieu!“

Und still und nachdenklich verließ sie mit der Fremden den Kirchhof.

„Wo ist meine Mutter jetzt?“ fragte sie plötzlich, „in ihrem Grab oder bei dem lieben Gott im Himmel?“ Und wieder leuchtete in ihren Augen jener große, erhaltene, fragende Blick, der aus einer anderen Welt zu kommen schien.

Aber auch darauf hatte die Fremde keine Antwort. Immerhin hatte sie selbst in Stunden wahnwitziger Verzweiflung an den geheimnißvollen Worten gerüttelt, die sich hinter unseren Todten schliefen.

Wo und wie?

Vielleicht nur in den Herzen, die nicht vergessen können. Wochen und Monate waren vergangen. Die Fremde war längst nach der großen geräuschvollen Stadt zurückgekehrt. Der Winter war gekommen und hatte die Erde mit Schnee bedeckt. Der schöne blaue See war zugefroren und glänzte in der kalten Winteruntere, wie ein einziges großes Stück Kristall. Die kleine Anny schüttelte die stalle, und um sich zu erwärmen, hatte sie sich in das große Bett gelegt, in welchem ihre Mutter gestorben war, und von da stand sie nicht mehr auf. Einmal im Tag brachte ihr eine alte Magd etwas Milch und Suppe; aber sie aß nicht viel, sie lag ganz ruhig da und sah die Gesbümern an, die der Frost auf die Scheiben gezeichnet hatte. Den Zeigefinger der rechten Hand hielt sie immer ausgestreckt nach oben. Ihr Gesicht war ganz klein geworden und durchsichtig weiß, die Augen schienen noch größer und dunkler, und leuchteten in einem überirdisch schönen Glanz. Sie schien nicht zu leiden, auf ihren trocknen Rippen lag immer ein glückliches Lächeln.

So fand sie die Fremde, als sie im Frühjahr wiederkam, und sie setzte sich an das Bett und blieb da viele Tage und viele Nächte.

Wieder blühten die Wiesen und die Lerchen sangen, und der Flieder sandte seinen schweren süßen Duft durch die offenen Fenster, aber die kleine Kranke wurde immer bleicher und immer stiller; wie ein Schatten schien sie für sich selbst. Nur wenn ihr die Fremde Blumen brachte,

lächelte sie, mit ihrem alten fröhlichen Lächeln. Manchmal fing sie selbst noch mit ihrer matten, ererbenden Stimme zu singen an:

Ma chandelle est morte, Jo n'ai plus de feu Ouivre-moi ta porte Pour me chauffer un peu.

Und immer zeigte sie mit dem Finger nach dem Himmel. Zu einer Nacht, der Mond schien so hell in das Zimmer, daß selbst das Nachtlicht nicht angezündet war, wurde die Kranke unruhig. Ihre Lippen bewegten sich und ihre Hände fuhren rasselnd auf der Decke hin und her. Sie hatte die Augen weit offen und den Blick nach irgend Etwas gerichtet, das wohl nur für sie allein da war.

Dann wurde sie wieder ruhiger, ihr Gesicht bekam wieder seinen früheren zufriedenen Ausdruck, nur ihre Lippen bewegten sich noch, als ob sie zu Jemandem spräche.

Die Fremde stand auf und sah auf die Uhr. Es war Mitternacht. Dann ging sie zum Fenster und beugte sich hinaus.

Da lag der See, still und unbewegt in seiner ganzen ruhigen Schönheit, und oben zog der Mond in erhabener, geheimnißvoller Majestät über den dunklen Himmel hin.

Sie legte sich wieder zu der Kranken, die noch immer nach derselben Richtung hinauf und leise, ganz leise flüsterte: „Mütterchen . . . mein Mütterchen . . .“ Dann schloß sie langsam die Augen.

Auch die Fremde schlummerte ein. Als sie wieder erwachte, war es Morgen. Das Zimmer, den Garten, den See und die Berge drüben, Alles überflutete die aufgehende Sonne mit ihrem goldenen Licht.

Von der Kirche aus dem nahen Dorfe klangen die Glocken, die die Bewohner zur ersten Andacht riefen. Die Vögel schmetterten ihr Morgenlied in die Lüfte, die Blumen öffneten ihre Kelche, die Bäume neigten ihre Kronen, als wollten sie den jungen Tag begrüßen; es war ein allgemeines Erwachen zu neuer Tagesfreude.

Die Fremde sah die Kranke an. Ruhig und still lag sie da wie immer, nur die Schatten um ihre Augen waren dunkler und größer geworden und die Oberlippe etwas emporgesogen, so daß die weissen Zähne darunter hervorsahen. Die kleine Seele war fortgefliegen.

Nun ging die Fremde in den Garten, pflichtete alle Blumen, die sie finden konnte, und legte sie, thaufrüch wie sie waren, auf die kleine Leiche.

Gin breiter Sonnenstrahl fiel auf sie, und da lag sie nun, wie sie es immer geliebt hatte, im Sonnenlicht und unter Blumen.

Die Fremde aber saß vor dem Bett in die Knie und weinte — weinen konnte sie nicht.

Und dranchen tönten noch immer die Glocken . . . tief . . . ernst . . . feierlich . . . und es klang wie Frieden und Veröhnung.

Wanda von Sacher-Masch.

Vermischtes.

* Heber ein seltsames Mäander, das im Frühjahr 1821 vor hohem Ruhm zu Potsdam kitzelndem Aufbruch, hat berichtet der „Berl. Feuilleton“. Der Kaiser Nikolaus I. von Rußland wurde, als er bereits damals noch Großfürst, 1821 in Berlin weilte, der Vorladung gemacht, die Offiziere einmal allein, ohne Mannschaften, den Feuilleton praktisch üben zu lassen. König Friedrich Wilhelm III. ging darauf ein; an einem Nachmittage, als der gewöhnliche Dienst vorüber war, wurden alle nicht dienlich beschäftigten Offiziere der Berliner Garnison von jeder Abgangung nach Potsdam befreit und in zwei Zehnte getheilt, von denen zum Unerfährten der eine Zehnte, der andere Wägen trug. Die Stabsoffiziere thaten als Unteroffiziere Dienst; die Subalternoffiziere wurden als Gemeine in zwei Zehnte, der Größe nach, eingetheilt. Unter ihnen befanden sich die Prinzen des preussischen Königs, Großfürst Nikolaus und der Prinz von Hessen. Die eine Partei, welche Wägen trug, bestellte der General von Mühlstein; die andere der erste Zehnte war der damalige Kronprinz, späterer König Friedrich Wilhelm IV., des zweiten der verlorbene Kaiser Wilhelm I., Prinz Georg von Hessen war Flügelunteroffizier und Kapitän von Bismarck's Regiment. Bei der anderen Abtheilung in Potsdam war der General von Blotz Kommandant und der Großfürst Nikolaus Nächstkommender. Dieser hatte seiner sonstigen Ausbildung nach einen feindselig gepackten Tornister beigelegt, in welchem sich eine Portion Reis zum Kochen befand. Die eigenmächtige Truppe bestreite vor dem Könige und begann nach ihrer Mäander: Großfürst Nikolaus stand als Unteroffizier der Brigade über den Kaiser, der Kaiser aber, der sich befand, die Brunnenscheiter der ansehnliche Aufstellung und benutzten auch diese Brücke, über welche die der Großfürst unbeschäftigt fahren ließ. Als jedoch ein Küchenwagen folgte und sich gleichfalls in das feindselige Lager begeben wollte, hielt er bedenken an und ließ ihn nicht von der Stelle; er machte sich ein Feuer an, kochte seine Portion Reis und verzehrte sie mit gutem Appetit. Erst nach Beendigung des Abendessen erlitten die Brunnenscheiter ihren „Pousson“ wieder. Als Anwesenden werden bei dem Infanterie-Bataillon des 1. Garde-Regiments zu Fuß, von welchen die Wägen zum Mäander entlassen waren, noch heute der Feuilleton, das Gedenke und der Blotz, die der Großfürst als wackelnder Flügelmann getragen, aufgeführt.

Kaiserlicher Vater und andere Mäander. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Neue Züricher Ztg.“ einen Aufsatz, welcher viel verbreitete, irrige Vorstellungen berichtigt soll. „Ich habe in den letzten acht bis zehn Monaten Gelegenheit gehabt“, heißt es da, „die hervorragendsten kaufmännischen Handlungsleute kennen zu lernen und somit zu erfahren, in wie vielen Fällen die Mäander, welche unter dem Namen von Angiliana (bei Zürich), das eines der besten jetzt existirenden ist — und ich habe mich veranlaßt, hier Folgendes zu bemerken. Kaiserliches Vater ist eine Unmöglichkeit, hier Folgendes zu bemerken. Kaiserliches Vater ist eine Unmöglichkeit, hier Folgendes zu bemerken, ebenso wenig wie es möglich sein wird, jemals ein Vater heranzuführen, welches seinen Offizieren schon Vorwissen kommen, wie es sich eigentlich mit dem „Kaiserlichen“ Vater verhalten, und als das natürlich möglich ist. Ich habe natürlich in obigem Sinne eintretend.“



